



Gorra und der Sklave.

Von Johannes V. Jensen.

Gorra, der Ackerbauer, hatte sich einiges Geld erspart und wanderte zur Stadt, um sich einen Sklaven zu kaufen.

Der Händler zeigte ihm verschiedene, aber keiner war gesund und kräftig. „Du willst wohl um deine armseligen Silberlinge einen Riesen kaufen, der mit einer Hand eine Eiche entwurzeln kann?“ höhnte der Händler.

„Gewiß, wenn ich einen Riesen bekommen könnte...“, sagte Gorra ernsthaft.

„Sieh dir einmal diesen an. Hast du schon solch mächtigen Brustkasten gesehen? Beachte die kräftigen Muskeln, Sehnen und Gelenke! Und die Zähne sind wie die eines Eisbären. Den Sklaven kannst du haben.“

Gorra bedachte sich eine Weile, denn der Sklavenkauf ist keine kleine Sache, befühlte gründlich Arm- und Beinmuskulatur. Da entschloß er sich und zahlte mit saurer Miene. Der Sklave wurde losgekoppelt und Gorra zog mit ihm, seines Handels froh, nach Hause.

Nach einigen Tagen wurde der Sklave müde und krank. Denn er fühlte sich nun nicht mehr Ware, die angstvolle Spannung, was wohl die Zukunft bringen würde, war vorüber; jetzt erwachte die Sehnsucht nach seinen heimatischen Wäldern.

Gorra verstand sich gut auf diese Krankheit, und er freute sich, denn Heimweh hatten nur die guten und treuen Sklaven. Er setzte sich an das Lager des Kranken, der regungslos dalag und sterben wollte, und sprach bedächtige Worte zu ihm:

„Du hast Sehnsucht nach deinen Bergen, Mann, ich weiß es. Und du sollst zu ihnen zurückkehren. Ich verspreche es dir und du kannst dich auf mein Wort verlassen. — Du bist noch so jung... wenn du meinen Aker fünf Jahre rechtschaffen und fleißig bearbeiten willst... ich habe ja viel Geld für dich zahlen müssen, aber ich will nicht daran denken... dann sollst du deine Freiheit zurückbekommen. Fünf Jahre, fünf kurze Jahre!“

Der Sklave sprang auf, bekam helle Augen und arbeitete mit voller Kraft. Wie ein Hungernder auf die Mahlzeit stürzte er sich tagtäglich auf die Arbeit. Es war eine Lust für Gorra, wenn er vor der Haustüre in der Abendsonne saß und seinem Sklaven zusah, wie die Muskeln sich unter der braun-

nen Haut wölften und die mächtigen Fäuste unermüßlich schafften. Fünf Jahre lang.

Fünf Jahre lang... der Sklave rechnete soviele Sonnenwenden wie er Finger an der Hand hatte. Er sah die Sonne jeden Tag mit Freude untergehen und machte sich Runen in die Rinde der Hofeiche, setzte sich Zeichen an den Rand des Feldes, um den Fortschritt zu verfolgen. Als zum erstenmal wieder die Ernte kam, nach der Weinlese war er gekauft worden, rechnete er nicht mehr den Daumen mit. Nach der zweiten Sonnenwende — es dauerte allerdings bitterlich lange — war auch der Zeigefinger frei. Er liebte diese Finger mehr als die andern, die noch lange, lange Zeit vor sich hatten. Diese beiden Finger waren frei, waren sein einziger Besitz, alles andere gehörte noch Gorra, seinem Herrn. Und so rechnete er, und auch diese Rechnung wurde sein heimliches Eigentum. Niemand wußte von ihr und niemandem teilte er sie mit.

Die Jahreszeiten zogen vorbei wie große, grenzenlose Ewigkeiten, die nicht zu fassen waren, aber sie wurden durchschnitten und geteilt durch das täglich sich erneuernde Sterben der Sonne.

Der Tag war Arbeit und Gedankenlosigkeit; aber jeden Abend starrte der Sklave voll Sehnsucht in den blutgroten Sonnenuntergang. Fünf Jahre lang.

Fünf Jahre lang. Als sie aber endlich, endlich um waren — es sagt sich so leicht — kam der Sklave zu Gorra und bat um seine Freiheit. Er wollte heim.

„Du hast mein Land gut bearbeitet, Mann“, sagte Gorra, „sage mir nun, wo liegt deine Heimat? Im Westen? Ich sah dich oft gegen Westen hinstarren.“

Und der Sklave dachte daran, daß seine Sehnsucht tagtäglich mit der Sonne gegen Westen gezogen war und glaubte, wo die Sehnsucht war, war auch die Heimat. „Gegen Sonnenuntergang liegen meine Wälder, Herr.“

„Sonnenuntergang ist ein fernes Land und der Weg ist weit und schwierig. Und du hast gewiß kein Geld?“

Der Sklave hatte noch niemals Geld gehabt. Er schwieg bestürzt und ein großer Wolfenberg legte sich vor die Sonne.

„Mann, wenn du noch drei kurze Jahre für mich schaffen willst, dann will

ich dir Geld, blankes Geld geben, daß du in deine Heimat reisen kannst.“

Der Sklave neigte sein Haupt und arbeitete weiter. Aber er rechnete nicht mehr so genau und so freudig, wie früher. Keine Runen zeigten mehr den Gang der Tage, und die Sehnsucht wanderte nicht mehr mit der Sonne. Aber seine Träume waren voll von Wäldern und Bergen, wildem Tier und großen, starken Menschen, und Gorra hörte ihn oft aus dem Schlafe in fremder, tierähnlichen Worten rufen. Und dann kam die Zeit, wo er nicht mehr wußte, ob die drei Jahre schon vergangen waren oder ob sie ewig dauerten; da legte er sich stumm auf sein Lager und wurde krank.

Gorra setzte sich bestürzt zu ihm und sprach lange auf ihn ein. Seine Worte klangen so ehrwürdig, erfahren, wie die Rede eines Priesters:

„Ich bin ein alter Mann und du bist jung. Auch meine Sehnsucht wanderte früher zu den fernem, westlichen Wäldern, aber die Arbeit, die Not und die Ketten meiner Familie waren stärker, als meine Sehnsucht. Ich werde niemals gegen Westen ziehen können, denn meine Tage wandern zum Abend. Du aber, Mann, bist jung und dein Leben steht nicht einmal auf Mittag; ich weiß, du wirst einmal nach Westen kommen, nach Westen, wohnt ich mich vergebens geseht. Aber du mußt stark und gesund sein.“

Angern wurde der Sklave gesund. Er arbeitete schwerfällig und bekam einen Gang zum Faulenzen und zum Schlafen. Denn da waren süße Träume bei ihm und er sah sich als freier Mann in den Wäldern. Aber aus seinen Träumen riß ihn eines Tages die unbarmherzige Peitsche. Da duckte er sich, arbeitete wieder und weinte in den Nächten.

Wieder verging eine Zeit. Müde war der Sklave und zur schweren Arbeit untauglich, da gab Gorra seinem Sklaven wirklich die Freiheit. Und er wanderte gegen Westen und mußte... .

Nach Jahren kam er zurück, tausendmal müder, als er gegangen. Er hatte Berge gefunden und Wälder, wilde Tiere und wilde Menschen, aber überall war er fremd und nirgends war seine Heimat.

Gorra war alt und blind und nicht mehr der Herr auf dem Hofe. Aber sein

Slowakisches Volkslied.

Lieber Gott, lieber Gott,
Den wir Vater heißen,
Wenn Du uns schon Zähne gabst,
Wiß uns auch zu heißen!

Wenn man uns die Schmitte gibt,
Ist sie lang bemessen,
Wenn man uns die Schmitte gibt,
Weinen wir beim Essen.

Sohn herrschte und freute sich, einen Sklaven zu bekommen, der die Acker und Wiesen kannte und liebte.

Gorras Acker und Felder trugen gute Früchte; Waldungen wurden gekauft, ihres Baumbestandes beraubt, gerodet und gepflegt. Mit der Arbeit lebte der Sklave wieder auf und Gorras Sohn kaufte eines Tages auf dem Markte eine Sklavin.

Jahre vergingen. Herrensohne wuchsen heran und Sklavensöhne. Und die Herren wurden zarter und schwächer und die Sklaven wuchsen hart und kurrig wie Eichen. Manchmal knallte noch die Peitsche in ihre Schnüchsträume, und manna! zerrißen sie ihre Ketten und wanderten gegen Westen. Aber immer wieder kehrten sie müde und mühsam zurück und arbeiteten weiter als Sklaven. Bis einer von ihnen eines Tages die Art nicht gegen die Bäume, sondern gegen den schwächlichen Herrn hob. Da waren sie mit einem Schlage frei und Herren ihrer Häute, ihrer Arbeit und hatten Heimat, Wälder, Berge.

Aber die Sehnsucht blieb wach und wanderte tagtäglich mit der Sonne gegen Westen.

Ozean und Festland.

Von Dr. A. Gansleben.

Vor einiger Zeit erregte ein Aufsatz Aufsehen, in dem die Behauptung aufgestellt wurde, die Kontinente würden — zwar erst in ferner Zeit; zweieinhalb Millionen Jahre errechnete der Verfasser — eines Tages in der Meeresflut verschwunden sein. Die an sich richtige Heberlegung bildete hier die Grundlage, daß in dem Auf und Ab der Gezeiten, durch die Verwitterungseinflüsse der Atmosphäre und nicht zuletzt durch die Flüsse, die ständig Gesteinströme von den Gebirgen herab und dem Meere zuschwenken, allmählich das feste Land auf der Erde völlig nivelliert wird. Es ist angeblich berechnet worden, daß diese vereinten Angriffe das gesamte Festland auf der Erde jährlich um 11 Hundertstel Millimeter erniedrigen, und so läme tatsächlich eines Tages der Augenblick, in dem auch das letzte Fleckchen Erde vom Wasser überspielt werden würde, wenn eben nicht Faktoren da wären, die diese ganze schöne Rechnung über den Haufen werfen.

Gegenüber der Abräumungsarbeit des Wassers steht nämlich die Tatsache, daß die Landmassen an zahlreichen Stellen in langsamer Erhebung begriffen sind. Nach der Theorie Wegeners und anderer moderner Geologen nimmt man bekanntlich an, daß die Festländer Schollen sind, die gewissermaßen auf einer zähflüssigen Unterschicht schwimmen, in der sie mehr oder weniger stark hineingetaucht sind aus der sie wieder emporstauen, wenn sie aus irgendeinem Grunde leichter werden.

So waren in den verschiedenen Eiszeiten mächtige Festlandstöcke durch eine Eisschicht von tausend und mehr Meter Dicke belastet. Unter dieser Belastung wurden die Landmassen

tief in ihre Unterlage hineingedrückt. Nachdem die Eislast abgeschmolzen ist, erhebt sie sich langsam wieder, wie man durch zahlreiche Messungen besonders in Skandinavien festgestellt hat. Man kann es noch heute an der Lage der sogenannten Strandlinien erkennen, die, von der Tätigkeit der Brandung stammend, heute an vielen Stellen in Europa, Amerika und Afrika nicht nur weit landeinwärts liegen, sondern sich zum Teil bis zu 150 Meter und mehr über dem Meeresspiegel erheben.

Trotzdem also durch die Abschmelzung der gewaltigen Eismasse der Meeresspiegel im Durchschnitt sich etwa 50 Meter gehoben haben muß, gibt es dennoch weite Strecken Land, die früher vom Ozean überspielt waren. Durch den

Transport von Schuttmassen in die Ozeane werden die Festlandsschollen weiter entlastet, und es ist eher damit zu rechnen, daß sie noch mehr emporsteigen, als daß sie im Ozean versinken. Gerade die Tatsache des Aufstehens der Kontinente ist eine der modernsten und wichtigsten Errungenschaften der Geophysik, die für die Erklärung manche Erscheinungen und Veränderungen des Antlitzes entscheiden muß. Daud in Hand mit der Verwitterung unserer Erde wird ferner in Millionen Jahren einmal der allmähliche Verlust des Wassers des Festland der Erde dem Meeresspiegel gleich gemacht werden sollte, dann wird es den Ozeanen an Wasser fehlen.

Taubenkrieg in Venedig.

Es hat einmal eine Romaniti gegeben, die man so recht die Taubenromaniti nennen kann. Es war nicht mehr ganz die echte Romaniti, aber sie wuchs in jener Zeit auf, wo die Hände mit empfindsamem Fildern und gürtenden Taubenpaaren bemalt waren. Die richtigen Romanitiker haben das freisch aufers gemeint, aber es war eben die Taubenromaniti. Als letzte Zeugen dieser Zeit schweben noch ein paar Millionen Postkarten mit Taubengrüßen in der Welt herum.

Und nun ist man beschreit, die unschuldigen, lebenden Vorbilder sorgsam zu vernichten. Unsere Zeit führt dafür gewichtige Gründe ins Feld, um das Gewissen aller tapferlebenden Mitbürger nicht zu sehr zu belasten.

In London hieß es vor zwei Jahren: Tauben bedrohen London! Rettet Londons alte Wandmalerei! Die Londoner Stadtväter traten zusammen und berieten, wie man die Londoner Taubeneingebäude vor dem zerstörenden Einfluß der Taubenexkremente schützen könne. Das Ende vom Lied war, das Dr. Dakton, der Londoner Ehefrauenfänger, beauftragt wurde, die Tauben um 90 Prozent zu dezimieren. So geschah es dann auch.

Was London recht war, schien auch Moskau billig zu sein. Auch in Moskau wurden vor Jahr und Tag die Tauben zu Feinden der Stadt und vogelfrei erklärt. Man knollte sie zu Tausenden vom Kreml herunter und verkaufte sie dann auf Lebensmittelmarken. Gegenwärtig bedauert man dort, damit so vorzeitig gewesen zu sein. Sie kämen im Moment gelegener als je.

Nach London und Moskau kommt nun auch Venedig. Das berührt uns so schmerzlicher, als die Tauben zu einem Bestandteil dieser Lagunenstadt geworden sind. Venedig und die Tauben, das ist ein Begriff, das fast ein und dasselbe. Es ist noch niemand in Venedig gewesen, der nicht die Tauben gefüttert hätte. Wenn möglich mit gleichzeitigem Photo

Auch in Venedig wird als Grund für das Taubenmassaker der zerstörende Einfluß der Taubenexkremente ins Vordergrund gehoben. Im vorigen Jahr sollen sie allein für 60 Millionen Lire Schaden angerichtet haben. Freilich traf man diese Feststellung nach so ziemlich zehnjähriger Pause. 60 Millionen Lire Taubenschaden kann niemand verantworten. Die Stadtväterversammlung, die über Abhilfemaßnahmen beriet, kam zu einem mittelalterlichen Urteil. Auch im Mittelalter wurden die Tiere, die Böses getan hatten, zum Tode verurteilt. Die Tauben zerstören Venedig? Dafür verdienen sie den Tod. Ueber die 35.000 Tauben Venedigs wurde so eines schönen Nachmittags das Todesurteil ausgesprochen.

Langweilig man auch über die beste Art und Weise, dieses Todesurteil zu vollstrecken

Mit Taubensang mittels Köfigen hatte man in London zu peinliche Erfahrungen gemacht. Nicht nur, daß Mr. Dakton, der Londoner Taubensänger, viele Wochen mit dieser fruchtlosen Beschäftigung verbrachte, auch die Passanten hatten sich gegen ihn verschworen und verschmäht die Tauben, die den Köfigen zu nahe kamen. Es war eine entsetzliche Blamage. Derartige will man sich in Venedig gern ersparen. Also Tod durch Erschießen.

Das war ein harter Schlag. Früh am Morgen, sobald die Sonne über Venedig aufgeht, pflegen die Tauben ihren ersten Ausflug zu machen. Ein paar Duzend Arabiniere knallten mit Schrotbüchsen in die Schwärme und ein paar Duzend Tauben fielen aus der Luft. Das ging ein paar Tage so. Dann blieben eines Tages die Tauben aus. Die Arabiniere standen schußbereit, aber sie warteten vergeblich, die Tauben kamen nicht. Was war geschehen? Hatten sie Venedig, das ungeschickte, freiwillig verlassen und ein neues Ziel gesucht? Dieser schönen Täuschung konnte man sich aber nur wenige Stunden hingeben. Um die Mittagzeit, als sich die Fremden auf dem Markusplatz einfanden, um sich der traditionellen Taubensütterei hinzugeben, da ertönte auf einmal ein Flügeldröhnen und Tausende von Tauben ließen sich auf dem alten Platz nieder. Die Wächter des Gesetzes trauten ihren Augen nicht. Woher kamen die Tiere plötzlich? Des Rätsels Lösung wurde nach wenigen Tagen gefunden. Die Tauben, die es nicht besonders schätzten, daß man sie beim Morgenflug mit Schrot bedachte, hatten ihre alten Niststätten verlassen und hatten sich weit dranken auf den Lagunen angesiedelt, in jenen Sumpfgebieten, wo man sie nur schwer verfolgen kann. Jeden Tag erschienen sie zur Fütterung und die Stadtväter mußten ohnmächtig zuschauen, denn man kann nicht gut auf die Tauben schießen, während sie von den Fremden gefüttert werden.

Nun aber war guter Rat teuer. Zu allem Unglück veranstalteten gerade in diesen Tagen die Venetianer Hotel- und Pensionsbesitzer eine Protestversammlung. Ob man Venedig gänzlich ruinieren wolle, daß die entrüsteten Fremden ausblieben und Venedig, das taubenmörderische, künftig meiden? Um ihren Worten Nachdruck zu verleihen, veranstalteten sie eine Protestrundfahrt auf ein paar hundert Gondeln mit großen Plakaten. „Schützt die Tauben! Ohne Tauben kein Fremdenverkehr! Ohne Tauben ist Venedig nicht mehr Venedig!“

Was tun? Venedigs Stadtväter wird es allmählich schwül. Fast tut ihnen ihr Entschluß leid. Die Tauben haben eine Golgenfrist gewonnen. Man hat eingesehen, daß man die Tauben zuerst einmal wieder haben mußte, um sie vernichten zu können. In den Lagunen

kann man sie nicht jagen. Man wartet also, daß sie ihre alten Nistplätze wieder beziehen, dann wird man alles weitere sehen. Kengstliche Gemüter sprechen von Gas, das man gegen

sie anwenden will. Irrend ein betäubendes Gas, das sie aus der Luft holt. Auf der Erde will man sie dann mit Knüppeln totschlagen. Aber — man muß sie erst haben. S. F.

Verkehrsmittel in Tuwa.

Wir entnehmen die folgende Schilderung dem soeben im „Büchertreis“, Berlin SW 61, erschienenen Werk „Reise ins asiatische Tuwa“ von O. München-Gölsen. (Preis 1.80 Reichsmark, für Mitglieder (Sonderpreis).) Das Buch enthält in modernster Aufmachung zahlreiche vortreffliche Illustrationen.

Ich bin in Tuwa zu meist geritten, aber ich will Tuwa nicht verkleinern und schlecht machen: es gibt auch Automobile dort. Wenn inzwischen keines dazu gekommen ist und die alten noch fahren (was allerdings zu beweisen ist), dann verfügt die Republik über drei Autos. Gefahren bin ich auf ihnen das letzte Stück des Weges nach Kysyl-oto, dann einmal von Kysyl-oto nach Tschadana und noch einmal von Kysyl-oto nach Schiganar. An die letzte Fahrt werde ich denken, so lange ich lebe. Das Auto, das uns mitnehmen sollte, wartete vor dem Regierungsgebäude. Auf einem amerikanischen Autofriedhof hätte es selbst noch die Selbstmörderrede ausgesprochen, so erbärmlich sah es aus. Auf allen Seiten gerahmt, mit außen grob aufgeschraubten Eisenbändern, die es vor dem drohenden Auseinanderfallen bewahren sollten, mit Reifen, denen man ansah, daß sie in den nächsten hundert Kilometern fünfmal plagen würden (was sie auch taten), die Karosserie eines Wracks. Dazu mit Rissen, Lederfäden, Benzinkanonen so besetzt, daß man kaum ins Innere klettern konnte. Dieses Innere bot Platz für vier Menschen. Ich war der erste, der einstieg. Es war eine Erlösung, wenn eine Panne kam. Bogdanow, burjatischer Vertreter der Komintern in Tuwa, der zu der Parteiversammlung in Schiganar fuhr, zu der auch ich wollte, stieg dann von meinen Füßen herunter, mein toranischer Nachbar stellte eine Zeitlang den Versuch, meine Rippen zu zerquetschen, ein und in die Zusammenstöße meines Kopfes mit der Konserverventile kam eine Pause. Vor die Wahl gestellt, mit diesem Auto zu fahren oder im Holzsattel auf einem stolenden Gaul zu reiten, hätte ich mich am liebsten für das Zufuß-Gehen entschieden, wenn nicht Schiganar 120 Kilometer entfernt gewesen wäre und wenn nicht schon am nächsten Tag die große Versammlung begonnen hätte.

So mußte ich also mit Ueber Stod und Stein, auf einem Weg, den man auch nachts nicht verfehlen konnte — er war so breit wie

die Steppe; die Steppe war der Weg — hüpfend, ächzend fuhr das höllische Auto. Die Passagiere stöhnten solange, bis ihnen der Staub sogar das Stöhnen erstidete.

Das will nun nicht sagen, daß ich mit den tuwinischen Pferden nur himmlische Freuden erlebt hätte. Meistens ging es ja gut, aber es gab auch böse Tage. Ichritt, solange es ging, nach den Urteilstationen. Gegen regelmäßige Bezahlung durch die Regierung halten in Abständen von 20 bis 40 Kilometer Romadenfamilien Pferde bereit für Reisende, die in offiziellem Anstrich reisen. Ich hatte eine Bescheinigung erhalten, die ich ermächtigte, an jeder solchen Station Pferde auszufordern, und reiste recht angenehm. Die Pferde sind es gewohnt, fremde Reiter zu tragen, und wenn man sich einmal dem Sattel angepaßt hat, geht es ganz gut. Ganz leicht ist es allerdings nicht, sich an die Sättel zu gewöhnen. Aus Holz, mit einem dünnen Filz überzogen, vorn und hinten ein Holzbogen, dazu noch die Steigbügel so kurz, daß der Schenkel manchmal fast waagrecht liegt, machen sie einem das Reiten anfangs zur Qual. Immerhin, es ging. Erst als ich in Gegenden kam, wo es keine Urteilstationen mehr gab, wurde es wirklich ungemächlich. Der Schein gab mir auch das Recht, Pferde zu nehmen, wo ich sie gerade fand, also auch in Jurten, die nicht dafür bezahlt werden. Das hat den Leuten wenig Freude gemacht. Außer dem Reitspferd für mich und meinen Begleiter hatten sie noch ein Packspferd zu stellen und einen Mann mitzugeben, der alle Pferde wieder zurückbrachte. Sie gaben daher die schlechtesten Pferde her, die sie hatten: alte, störrische, kaum zugerittene, das heißt, wenn sie sie überhaupt hergaben. Denn es geschah mehr als einmal, daß auf das Gerücht meiner Ankunft hin alle Pferde in die Taiga getrieben wurden, und ich konnte nun zusehen, wie ich sie einfieng. Bis das mit Klauen und dem Laß gelang, verging manchmal ein ganzer Tag.

Ich habe keines der Abenteuer erlebt, die jeder anständige Reisende in Innerasien zu erleben hat. Ich bin nicht von Räubern überfallen worden, kein Sandsturm hat mich verschüttet, ich habe nicht hungern müssen und fand immer reichlich Wasser. Wären nicht die Pferde gewesen, ich wüßte nicht, wie ich vor dem Leser bestehen könnte. Aber was wären das für Abenteuer? Manchmal ging das Roß durch. Das geschieht auch einem Reiter im Tiergarten.

Gedankenlesen.

Unter den seelischen Leistungen, die angeblich die Grenzen des Übernatürlichen erreichen oder sie bereits überschreiten, erfreut sich das sogenannte „Gedankenlesen“ seit jeher einer besonderen Beliebtheit. Bei derartigen Vorführungen pflegt der „Gedankenleser“ meist mit einer „medial“ veranlagten Persönlichkeit zusammen zu arbeiten: Diese denkt nach Vereinbarung mit möglicher Konzentration an irgendwelche einfachen oder zusammengesetzten Handlungen, z. B. Aufschlagen einer bestimmten Seite in einem Buche, und der Gedankenleser ist oft mit einer immer von neuem überraschenden Geschwindigkeit und Sicherheit imstande, diese Handlungen auszuführen. Absichtliche Täuschungen der Zuschauer eines solchen Versuches sind natürlich möglich und

mögen bei derartigen Vorführungen oft genug im Spiele sein. Es gibt aber Fälle, in denen die geschilderten Erscheinungen ohne Täuschungsabsicht und ohne einen künstlich verborgenen gehaltenen „Trick“ sich abspielen.

Diese echten Fälle von Gedankenlesern sind dem Okkultismus ein willkommenes Beispiel dafür, daß Vorgänge in der Seele des einen Menschen auf die Seele eines anderen Menschen unmittelbar wirken können, ohne daß der Weg der gewöhnlichen Vermittlung, durch Ausdrucksbewegungen, durch Sprache oder Mitteilungen im weitesten Sinne beschritten würde. Die okkulte Deutung nimmt also an, daß nicht die Sinnesorgane des Gedankenlesers den entscheidenden Träger für die Verständigung zwischen ihm und dem Medium abgeben, son-

dern daß diese ohne die Sinnesorgane, auf außerweltlichem Wege, vielleicht auf übernatürlicher Weise, zustande kam. Doch hat die Psychologie bei ihrer genaueren Untersuchung solcher Fälle sich immer wieder davon überzeugt, daß ein solches Gedankenlesen nur so lange eintritt, als der Gedankenleser mit seinen Sinnesorganen Einwirkungen von dem Medium erfährt. In den Fällen des sogenannten motorischen Gedankenlesens sind diese Einwirkungen fast immer leicht aufzudecken. Der Gedankenleser hält hierbei die Hand des Mediums leicht an die Schläfe gedrückt oder trägt sie auf der Schulter oder berührt sie auch nur am Handgelenk: Dann erreicht er meist den versteckten Gegenstand, an den das Medium denkt, mit solcher Geschwindigkeit, als läge er ihm schon leibhaftig vor sich. Jedem liegt hier die Erklärung auf den Lippen — dazu braucht man wahrlich nicht Psychologie studiert zu haben —, daß der Gedankenleser auf die unwillkürlichen Ausdrucksbewegungen des Mediums reagiert, die bei Annäherung an den versteckten Gegenstand um so sicherer ins Spiel treten, je stärker die Konzentration des Mediums auf diesen Gegenstand ist. Auch bei einer Lockerung des sinnlichen Kontaktes — Gedankenleser und Medien sind etwa nur noch durch eine nicht-gespannte Sehne miteinander verbunden — mögen ähnliche leise Einwirkungen auf den Taktum sich ereignen. Im Jahre 1929 glückte dem Amerikaner Stratton der Nachweis, daß bei einer experimentell hergestellten Erleuchtung solcher sinnlichen Wahrnehmungen die Leistungen der Gedankenleser immer unsicherer wurden, bis im Grenzfall, bei sorgfältiger Aufhebung jedes sinnlichen Kontaktes mit dem Medium, auch der beste Gedankenleser vollständig versagte. In Strattons Versuchen blieb nach Ausschaltung der Taktwahrnehmungen zunächst die optische Wahrnehmung von Ausdrucksbewegungen des Mediums übrig. Wenn aber auch diese und ebenso akustische Wahrnehmungen zuverlässig ausgeschaltet waren, dann trat eben kein Gedankenlesen mehr ein. Das sind eindrucksvolle Befunde, die uns zwingen, jene okkulten Deutungen so lange abzulehnen, bis nicht der Gegenbeweis erbracht ist, daß unter Ausschluß jedes durch Sinnesorgane vermittelten Kontaktes doch noch ein Gedankenlesen zustande kommt.

Wie sich im einzelnen ein nichtmotorisches und nichtoptisches Gedankenlesen abspielt, bei dem also nur noch der Gehörsinn wirksam sein kann, haben uns sehr schöne neuere Versuche von Köhler und Koos aus dem physiologischen Institut der Universität Helsingfors gelehrt. Sie untersuchten den Fall, daß der Gedankenleser mit verbundenen Augen in einem Buche die Seite aufschlägt, die das Medium denkt: Dieses liegt nahe bei ihm und ist angewiesen, rhythmisch vorwärts, vorwärts, — halt, halt, — rückwärts, rückwärts — zu denken. Sie registrierten nämlich bei ähnlichen Versuchen, in denen die Versuchsperson sich eine beliebige Zahl unter 100 merken sollte, und der Versuchsleiter langsam die Zahlen von 1 bis 100 vorsprach, die Atmung der Versuchsperson und fanden an dieser Atmungskurve in der Nähe der kritischen Zahl sehr auffallende Veränderungen. Diese Symptomatik der Atmung, die in den Kurven objektiv nachgewiesen war, wurde allem Anschein nach von jenen „Gedankenlesern“ mit dem freien Ohre aufgefaßt und diente ihnen als Grundlage für das Auffinden der gedachten Seite in dem Buche. Ob und in welchem Umfange ihnen selbst dabei diese Grundlage ihres Verhaltens benutzt wurde, ist eine Frage, die nicht immer eindeutig entschieden werden konnte.

Ewald Schild.

Die Liebe in der Erziehung.

Bei nichts mehr als bei der Erziehung muß es heißen: Und hätte ich alle Weisheit und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts nütze.
F. Rückert.

Die Liebe ist die Seele der Pädagogik.

... Mit der Laterne nicht, mit dem Herzen lüchle die Menschen; denn der Liebe allein öffnen die Menschen ihre Herzen.
F. Hofegger.

Nur die Liebe kann erziehen. Darum muß die Mutter das meiste in der Erziehung tun, weil sie die meiste Liebe hat. Ohne Liebe bleibt das beste Erziehungssystem ein totes Wissen.
Stifter.

Und hast du einem armen Kinde, einem Glücklosen, nur einen irrigen Blick geschenkt mit dem Wunsche, ihnen zu helfen, so ist das auch eine Tat der Liebe; vielleicht heißt dieser ein unbedürftiges Herz auf.
Reigner.

Wollt Ihr die Kinder treu behüten, laßt Eure Sorge Liebe sein; gedeihen doch die zarten Blüten nur in der Liebe Sonnenschein. Geht auch das Leiden manche Wunden, die erste schließt sich nimmermehr; und ganz wird nie das Herz gefunden, war seine Kindheit liebeleer.

Denkwürdigkeiten, die keine sind.

„Und hier hat Luther mit dem Tintenschaf nach dem Teufel geworfen“, teilt der Führer auf der Wartburg dem andächtigen Publikum mit, und zeigt dabei den Fleck auf der Wand, den die Aufwartefrauen in gewissen Abständen dort hinzuschmieren haben. Ueberall wird mit Reliquien, die keine sind, und historischen Orten, an denen sich nie etwas Begeben hat, dieser Schwindel getrieben, einzig ein Geschäftsbüß und eine Spekulation auf die Leidgläubigkeit der Touristen.

Was wollte man nicht alles von Shakespeare entdeckt haben! In Verona den Sarg Juliens und ihres Romeo, in Marienthal das Grab Hamlets, man stelle sich vor, sogar die Werbe am Bache, bei der Ophelia den Tod suchte. Reisenden führen diese Kuriosität selbst ab absurbum. Man hat sich nämlich nicht auf ein bestimmtes Exemplar einigen können, und so existieren plötzlich zwei oder noch mehr Erscheinungsformen ein und desselben Dinges. So zeigt man im Odenwald zwei Quellen, an denen Siegfried erschlagen ward, den 1884 neu gefundenen „Lindbrunnen“ beim Dörschen Hüntenthal und den „Siegfriedsbrunnen“ unfern Reichers-Reichersheim. Auch Ballenstein wurde ein Opfer des Fremdenverkehrs. Die Gellsharde, mit der Devezung den Fürsten wiedergestochen hat, wird nicht nur in Eger, sondern auch in Dux und Friedland aufbewahrt. Bieleicht hat sie sich noch einem weiteren Jahrhundert sogar verhinflacht. Die Hielampe, die im Schlafzimmer des Friedländers gebraucht haben soll, als er seinen „langen Schlaf“ antrat, bekommt man doppelt zu sehen: in Eger und in Friedland. Ebenfalls gibt es in Heilbronn zwei Geburtshäuser von Kleists Mädchen und einen Turm, in dem Götz von Berlichingen gestorben sein soll. Leider hat sich aber der historische Götz in Hornberg am Neckar zu seinen Vätern versammelt, sicher hätte er das anders arran-

giert, wenn er den Turm der Heilbronnier gekannt hätte. Nun ruht er unter den Kreuzgängen des Klosters Schönthal, und wahrscheinlich würde er eine Aufforderung, seinen Sterbort zu wechseln, mit dem Bittat beantwortet, das ihn und Goethe berühmt gemacht hat.

Die Trompete von Bionvilles, auf die Freiligrath ein Gedicht geschrieben hat, hängt im Dom von Halberstadt. Allerdings war das historische Stück während des Feldzuges repariert worden. Doch ließ der Militärpfarrer, damit alles „echt“ sei, das Loch zum zweitenmal (!) durch den Schalltrichter schließen.

Auch die Kirche scheint ihrer Heiligen nicht ganz sicher zu sein. Der Körper des heiligen Dionysius ist sowohl in St. Denis wie in St. Emmeran zu Regensburg begraben, und Prag und Bamberg rühmen sich des Besitzes seines Kopfes. Er müßte also, um allen gerecht zu werden, zwei Körper und vier Köpfe gehabt haben. Nach einer Aufzählung befinden sich im Reliquienkass der Kirche vom hl. Andreas 5 Körper, 6 Köpfe, 17 Arme, Beine, Hände. Vom hl. Antonius 1 Körper, ein Kopf. Vom hl. Blasius 1 Körper, 5 Köpfe. Vom hl. Lukas gar 8 Körper und 9 Köpfe. Das muß nicht leicht für einen Heiligen sein!

Wissen Sie schon? . . .

In Belgien müssen alle Kühe, die über drei Monate alt sind, einen Ohring tragen, auf welchen eine staatlich eingetragene Nummer graviert ist.

Das Auge der Fliege zerfällt in 369 Facetten.

Aus einer einzigen Regentonnen hat man schon bis zu 20.000 Würdenlarven gezüchtet.

Shakespeare war der Sohn eines Bauern. Im Zeitraum einer Stunde verarbeitet die menschliche Lunge gegen vier Kubikmeter Luft.

Auf dem Mond hat man bis jetzt gegen 200 größere und kleinere Berge entdeckt. Der kleinste Mondberg übertrifft die höchsten Erhebungen der Erde.

Der Chlorkalk zerstört alle Arten von Schlangengift.

Die moderne Wissenschaft will gefunden haben, daß Typhusbakterien, die dem Geruch des Parfümparfüms ausgesetzt werden, in ungefähr zwei bis drei Stunden vernichtet erscheinen.

Aus der Rinderhaut können 120 bis 200 Stiefelsohlen geschnitten werden.

50 Rilo Parfümparfüm ergeben kaum ein Rilo Parfümparfüm.

Das erste Dampfschiff führte den Namen „Clermont“ und besaß den Hubschiff bei New York.

Heiteres.

Vom Täter keine Spur. „Er ist entwischt? Hatten Sie denn alle Eingänge gut besetzt?“ — Sekundant: „Ja — aber es scheint, daß er durch einen der Ausgänge entflücht ist.“

Zweifelhafte Logik. „Fünzig Mark Strafe oder 10 Tage Gefängnis wegen Trunkenheit“, sagte der Richter. „Ja, habe doch kein Geld!“ wimmerte der Angeklagte. „Sehen Sie“, äußerte der Richter, „hätten Sie Ihr Geld nicht vertrunken, so könnten Sie jetzt bequem die Strafe zahlen.“

Liebespaar. Er: „Maus, ich habe manchmal das Gefühl, daß du mich für einen vollkommenen Idioten hältst!“ — Sie: „Aber Herrmann, vollkommen ist niemand!“

Schlechte Zeiten. Herr Krause, der Kohlenmann läßt sagen, er könnte nicht eher wieder Kohlen bringen, bis er die letzten bezahlt bekommt. — „So, dann bestellen Sie ihm, es läte mir leid, aber so lange konnte ich nicht warten!“

Der Kavaliere. Als Kavaliere sind die Schotten nicht sehr beliebt, denn sie geben nicht viel aus. Einer hatte ein junges Mädchen, um nicht ein Lokal besuchen zu müssen, vier Stunden lang durch einen Park geführt und sah sich, als sie fast zusammenbrach, genötigt, ihr ein belegtes Brot zu kaufen. Das kostete einen Schilling. Kaum war das Mädchen zu Hause, als sie die Mutter über diesen Kavaliere packte; sie nahm sich einen Wagen, fuhr zu ihm, warf ihm den Schilling vor die Füße. . . — „Mein Gott“, sagte er und steckte das Geldstück ein, „das hätte doch auch Zeit bis morgen gehabt!“

Der Chirurg. „Fabelhafte Operation hat Professor Senflei, so erzählt er, kürzlich wieder ausgeführt.“ — „Der ist doch Autorität im Aufschneiden!“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Weizel Schach, Postfach Nr. 66 bei Teplitz-Schönbau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 35.

Von Gen. Karl Günther, Sobensbad.
Schwarz: Kc5; Ta2, h5; Lb3; Sc2, g7; Bf5 (7).



Weiß: Kc5; Dh1; Th6; La3; Sa4; Bg8, d5, g4 (8).
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse zu senden.

Lösungszug zu Nr. 32: Ta2-a8!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robert Franz und Michel Rudolf, Kwikau; Huber Otto, Saaz; Ondragel Josef, Brünn; Kehler Adolf, Lärmitz; Köhler Josef und Formonell Johann, Böhmisch bei Trupitz; Wehmann Emil, Carl Alois und Kreiner Wilhelm, Teplitz-Schönbau; Ulrich Richard, Görlitz; Sabal Josef, Neu-Tischow; Onaf Adolf, Wistertshau; Albert Rudolf, Prosseditz; Mühlberg Adolf, Tischau; Raun Franz, Oberleutenau; Thiel Josef, Obergeorgenau; Gottfried Hans und Ulrich Hans, Doleischen bei Staab; Fiedler Emil, Dobositz; Dieze Josef, Meitersdorf; Hyna Josef, Postomitz; Benzel Wilhelm, Krnsdorf bei Teitschen; Dinnebiel Emil, Teitschen; Koukal Eduard, Trupitz; Behner Josef, Nieder-Ramitz; Häbig Johann und Brantigan Anton, Berggrün; Sobert Anton, Reichenhain; Stimmer Emil, Kotarínaberg; Adolf Benzal, Krnsdorf bei Saiba; Häbel Otto, Krnsdorf.

Briefkasten.

J. Josef, Postomitz. Aufsatz erhalten; besten Dank.

P. Emil, Teitschen. Bedauer meinem Irrtum, Brief folgt.

G. Karl, Sobensbad. Nr. 3 hübsch; wird gebracht. Spöschke leider schon abgeschlossen.

L. Josef, Nieder-Ramitz. Korrekt; wird gebracht.
G. Otto, Saaz. Nr. 5 gut; die 3-Züger für „Freier Sport“ übermitteln.